

Festvortrag am 9. Juli 2018 im Sophiensaal München

anlässlich 70 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München – Regensburg:

Herausforderungen im interreligiösen Dialog im Wandel

Landesrabbiner a.D. Univ.-Prof. Walter Homolka PhD PhD DHL

Geschäftsführender Direktor des Instituts für Jüdische Theologie der Universität Potsdam

Liebe Festversammlung,

70 Jahre Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in München sind eine großartige Wegmarke, um zurückzublicken und den Weg nach vorne zu justieren.

Ich selbst habe 50 % dieser 70 Jahre selbst miterleben können. Als Student war ich 1983 zum Studium nach München gekommen. Aus der kleinen Straubinger Kultusgemeinde katapultierte mich das in die weitgefächerte IKG München, die damals noch von Hans Lamm geführt wurde, einer schillernden Persönlichkeit mit weitem Herz und weitem Blick, der aber auch Meister der scharfen Zunge sein konnte.

Mit Blick auf meine Rabbinerausbildung in London sollte ich unter Aufsicht des Berliner Rabbinats 3 Jahre Theologie und Philosophie bis zum Bakkalaureat studieren, was ich auch tat: an der Ludwig-Maximilians-Universität besuchte ich Lehrveranstaltungen der kath. und ev. Fakultäten. An der Hochschule für Philosophie der Jesuiten in der Kaulbachstrasse tauchte ich ein in die faszinierende Welt der Geistesgeschichte.

Sinnfällig und praktisch wirksam wurde die Beschäftigung mit Judentum und Christentum in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, an der Spitze damals Prof. Abi Pitum & Henny Seidemann, Pfarrer Rupert Frania und Brunhilde Töllner. Ihre Partnerin als Präsidentin der IKG war seit 1985 Dr. Charlotte Knobloch. So begann vor 33 Jahren, was ich heute als innige Beziehung und besondere Freundschaft mit Ihnen, liebe Frau Dr. Knobloch, hüte wie meinen Augapfel. Vielen Dank für Ihre Ermunterung und Wertschätzung.

Am Institut für Jüdische Theologie der Universität Potsdam, das ich gegenwärtig leite, gibt es neben mir übrigens noch ein zweites Münchner Gewächs: Prof. Daniel Krochmalnik. Wir beide kennen die damalige Gemengelange nur zu gut und haben der Münchner GCJZ im Rückblick viel zu verdanken.

Dass ich heute Rektor des Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam für die Rabbinerausbildung in Europa bin, verdanke ich nicht zuletzt der Unterstützung meines Studiums durch die Esther-Schloßberg-Stiftung, deren Vorsitzende Henny

Seidemann sel. A. gewesen ist. An sie denke ich heute besonders – und an all die, die meine Lehrer waren und mir die Offenheit gegeben haben, den Wert anderer Religionen zu würdigen und die Beziehung zwischen Christentum und Judentum zu einem wichtigen Aspekt in meinem Denken zu machen.

In diesem Münchner Kontext habe ich gelernt: jede Begegnung braucht menschliche Beziehung. Das macht die ersten 35 Jahre der Geschichte der GCJZ so spannend.

In den Jahren nach Zweitem Weltkrieg und Schoa schien so etwas wie ein Gespräch von Christen und Juden im Land der Täter ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Die gesellschaftlichen Eliten taten sich schwer damit, ihre Verantwortung zu reflektieren, und nur wenige Christen gestanden sich das Versagen der Kirchen im Nationalsozialismus ein.

Wie also gelang 1948 – inmitten von existenzieller Unsicherheit und politischer Neuorientierung - die Gründung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit hier in München mit ihrer Sektion in Regensburg und dem inzwischen selbständigen Zweig in Augsburg? Lassen Sie mich dazu kurz die Vorgeschichte skizzieren.

Erste Impulse gab die internationale „Dringlichkeitskonferenz gegen den Antisemitismus“, die im Sommer 1947 auf dem Seelisberg bei Luzern stattfand. Sie formulierte zehn programmatische Thesen an die Kirchen, um theologische Vorurteile über Juden und Judentum abzubauen und neue Akzente für den christlichen Religionsunterricht zu gestalten.

Anders als in der Schweiz, wo die christlich-jüdische Zusammenarbeit aus der Flüchtlingshilfe erwachsen war, waren die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Westdeutschland Produkt der amerikanischen *Re-education*-Maßnahmen. General Lucius D. Clay, der amerikanische Militärgouverneur, beschloss im August 1947, mit Vereinigungen nach dem Vorbild der 1927 zur Abwehr von Rassismus gegründeten *National Conference of Christians and Jews* (NCCJ) zum Erfolg der demokratischen Umerziehung des deutschen Volkes beizutragen.

Beauftragt, den Dialog zwischen Christen und Juden voranzubringen, reiste der methodistische Pfarrer Carl F. Zietlow 1948 nach Deutschland. In den Jahren 1948 und 1949 entstanden unter maßgeblicher Beteiligung Zietlows in München, Stuttgart, Wiesbaden, Frankfurt am Main und Berlin erste Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Sie wollten eine neue Gemeinschaft von Christen und Juden entwickeln helfen und sich am Wiederaufbau des schwer zerstörten Landes beteiligen.

Aus dem Zahlenverhältnis von Christen und Juden im Nachkriegsdeutschland – am 1. April 1955 zählten die jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik samt Berlin 15.684 Mitglieder – musste sich zwangsläufig eine Asymmetrie auch in den Gremien der christlich-jüdischen Zusammenarbeit und Probleme bei der paritätischen Besetzung der Vorstände ergeben. Dass das Experiment in München gelang und dass die erste Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gegründet wurde, verdankt sich sicherlich auch der engen Verschränkung mit der Israelitischen Kultusgemeinde und seit 1995 auch mit der Liberalen Jüdischen Gemeinde Beth Schalom.

Den Anfang machte der Arzt Dr. Julius Spanier, der das KZ Theresienstadt überlebt hatte und im Juli 1945 an der Wiedergründung der Israelitischen Kultusgemeinde München beteiligt war, der er bis 1951 als Präsident diente. Sein Einsatz für das religiöse Gemeindeleben und für die bayerische Landespolitik ging mit seinem Engagement für die Begegnung von Juden und Christen einher. Die Dichterin Gerty Spies (1897–1997) schilderte Spanier so: „Ich habe alles vergessen“, pflegte er leichthin zu sagen. Aber das hab ich ihm nie geglaubt. Der Jude in ihm konnte, durfte und wollte auch nicht vergessen. Aber sein gütiges Herz hatte verziehen, und sein weitblickender Geist war aus dem Erleben über das Erleben emporgewachsen.“

Julius Spanier ermutigte Spies, auch eine Überlebende von Theresienstadt, das Gespräch zu suchen. Die spätere Ehrenvorsitzende der Münchner Gesellschaft erinnerte sich an diese Anfangsjahre so: „Ohne Arg begegnete man sich, und keines unter uns, das [sic] nicht schon Freundschaften geschlossen hätte, die sich weit über das Konventionelle hinaus durch Tat und Verhalten bestätigt haben.“ Die Gesellschaft bot also in einer Zeit, in der noch über 50 Prozent der Bevölkerung an antisemitischen Stereotypen festhielt, eine besondere Nische.

In ihrer Satzung gab sie sich die Verständigung zwischen Katholiken, Protestanten und Juden als Ziel. Ich zitiere; „Dieses Ziel soll erreicht werden durch die Untersuchung der Vorurteile, welche die religiösen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen vergiften.“ Das religiöse Miteinander wurde indes bald eingeschränkt, aus Sorge vor „einem Verschwimmen der religiösen und konfessionellen Konturen und Überzeugungen.“¹ Alte Begrifflichkeiten wirkten dabei fort; war in der Satzung vom 10. Mai 1951 doch noch von „Menschen verschiedener rassischer Herkunft“ die Rede.²

Im Rückblick auf nunmehr 70 Jahre christlich-jüdisches Gespräch in Deutschland können wir diese Anfangszeit als **die erste** von inzwischen fünf Phasen bezeichnen. Schwerpunkte war damals eine erste selbstkritische Besinnung der Kirchen und erste gemeinsame Gehversuche, etwa 1950 die Erklärung der EKD-Synode in Berlin-Weißensee mit ihrem „Wort zur Schuld an Israel“. Bis dahin hatten evangelischen Kirchen wie selbstverständlich an ihrer Überlegenheit und an dem Missionsgedanken gegenüber den Juden festgehalten.

Im sogenannten Stuttgarter Schuldbekenntnis von 1945 kamen Juden und die Verbrechen an ihnen überhaupt nicht vor, und noch am 8. April 1948 verabschiedete der Bruderrat der Evangelischen Kirche in Deutschland in Darmstadt ein entsprechendes Wort zur Judenfrage. Darin heißt es unter anderem: „Indem Israel den Messias kreuzigte, hat es seine Erwählung und Bestimmung verworfen [...]“ Und an anderer Stelle: „Israel unter dem Gericht ist die unaufhörliche Bestätigung der Wahrheit, Wirklichkeit des göttlichen Wortes und die stete Warnung Gottes an seine Gemeinde. Dass Gott nicht mit sich spotten läßt, ist die stumme Predigt des jüdischen Schicksals, uns

¹ FS, 1998, S. 7

² Die Gesellschaft widmet sich in erster Linie der „Beseitigung von Vorurteilen zwischen Menschen verschiedener rassischer, nationaler, religiöser und sozialer Herkunft.“

zur Warnung, den Juden zur Mahnung, ob sie sich nicht bekehren möchten, zu dem, bei dem auch allein ihr Heil steht.”

Entgegen dieser Erstarrung fand dann hier in München im Februar 1951 die erste „Woche der Brüderlichkeit“ statt, die bundesweit Schule machen sollte. Brüderlichkeit bedeutet Anerkennung des anderen um seiner selbst willen und ist eine Forderung an einen jeden selbst. 1957 kehrte Henny Seidemann (1922–2012) aus Spanien, wohin sie sich 1938 geflüchtet hatte, nach München zurück. Wie Julius Spanier und Gerty Spies suchte sie das Gespräch aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus. Sie selbst sagte von sich, sie „wollte immer eine Brücke sein, ein gegenseitiges Kennen- und Verstehenlernen möglich machen...“³

Ein anderer jüdischer Brückenbauer, Ernst Ludwig Ehrlich (1921–2007), beschrieb die Entwicklung 1959 so: „Das ist also nun das Neue: Nicht mehr Mission, sondern ein Gespräch, in dem jeder das eigene vertritt, ein Dialog, in dem sowohl die Auffassung des Judentums, das muss man den Christen sagen, als aber auch die des Christentums, das muss man vielen Judensagen, voll zur Geltung kommt, ohne jede Harmonisierung, aber auch ohne jede Diffamierung, von welcher Seite auch immer.“⁴

In einer **zweiten Phase**, in den 1960er und 1970er Jahren, ging es nicht nur darum, erste Ergebnisse zu sichern und mit einander zu sprechen, sondern auch mit einander zu streiten. Die Münchner Gesellschaft fordert beharrlich die Revision der Texte des Oberammergauer Passionsspiels und die Tilgung judenfeindlicher Passagen für die Aufführungen von 1960 und 1970 und hat schließlich auch Erfolg damit.

Andere vermeintliche Erfolge werden hingegen von jüdischer Seite in Frage gestellt: So warnte der liberale Rabbiner Robert Raphael Geis (1906–1972) im Jahr 1961 vor falscher Euphorie: „Man möchte geradezu warnen, nach einer Zeit abgrundtiefen Hasses zu einer kritiklosen Bewunderung alles Jüdischen und jedes Juden hinüberzuwechseln. Es müsste eine neue Gefährdung eines Tages daraus erwachsen“; Dr. Hans Lamm (1913–1985), ab 1970 dann Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde, befürchtete 1967, die Woche der Brüderlichkeit verkomme zu einer Art Zähneputzen, einem eintönigen Ritual ohne großes Engagement.“ Lamm nahm einerseits kein Blatt vor den Mund, hatte andererseits aber auch keine Berührungsängste: „Man lebte sehr abgeschottet und da war Hans Lamm eine Außenseiterfigur. Denn er war ein deutscher Jude und er hatte keine Hemmungen, sich mit seinem Gegenüber auf Augenhöhe auseinanderzusetzen“, beschrieb Ellen Presser die Position Lamms, der 1955 aus den USA nach München zurückgekehrt war und dessen Devise war: „Den Nachbarn suchen“.⁵

Noch 1970 bemerkte der Dominikanerpater Willehad Paul Eckert (1926 – 2005): „Nicht nur die Tatsache, dass die Zahl der Juden in Deutschland so klein geworden ist, macht das Gespräch zwischen Juden und Christen so schwer, sondern nicht minder die Vorurteile oder zumindest recht einseitigen Vorstellungsbilder von Juden und Judentum,

³ *Münchner Wochenanzeiger*, 17.04.2002.

⁴ *Freiburger Rundbrief*, XII. Folge, Nr. 45/48 (28. Dezember 1959), S. 17.

⁵ <http://buecher.hagalil.com/2008/06/lamm/> [08.07.2018]

die in den christlichen Gemeinden weit verbreitet sind.“ Die Münchner Gesellschaft hat dem stets entgegengewirkt.

Augenhöhe auch auf theologischer Ebene wurde im Gespräch mit der katholischen Kirche formell 1965 im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils erreicht. Bis dahin galt, was Schalom Ben-Chorin (1913–1999), 1965 so formulierte: „Aus dem Gefühl der Schuld einerseits und Staunen über die Auferstehung Israels andererseits suchten und fanden Christen ... das Gespräch mit dem Judentum.“ Der gebürtige Münchner, der seit 1935 in Jerusalem lebte, sollte ein wichtiger Wegbegleiter der Münchner Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit werden. Er blieb auch ein Wegbegleiter für mich.

Im Oktober 1965 verabschiedete das Zweite Vatikanische Konzil eine Erklärung über das Verhältnis der katholischen Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, die den Titel *Nostra Aetate* („In unserer Zeit“) trägt. Seit dieser Erklärung haben sich Juden und römisch-katholische Christen besser kennen und verstehen gelernt, zahlreiche alte Missverständnisse und Vorurteile abgebaut und bei aller Verschiedenheit auch viele Gemeinsamkeiten entdeckt.

Was aber Ernst Ludwig Ehrlich drei Jahre nach der Konzilserklärung resümierte, gilt für das interreligiöse Gespräch an sich: „Zahlreiche Fragen treten auf: Wer soll was unternehmen? Wozu können sogenannte ‚Dialoge‘ führen? Wer kann Partner in den ‚brüderlichen Gesprächen‘ sein? Müssen sich Priester nun auf die Jagd nach Rabbinern begeben (je orthodoxer, desto besser), um der Konzilsdeklaration in etwa Genüge zu tun? Von wem soll die Initiative ausgehen? Sind Mammutkonferenzen zu organisieren, auf denen Quantitäten von wohlmeinenden Katholiken und Juden sich versichern, wie sympathisch sie sich sind, und die Katholiken sich gegenseitig vergeben, was den Juden in Jahrhunderten angetan wurde? Oder aber ist die seelische Energie der Katholiken vielleicht mit der Konzilsdeklaration erschöpft, und es hätte damit sein Bewenden, und das katholische ‚Soll‘ wäre nun erfüllt?“

Die dritte Phase, die Zeit von 1980 bis in die frühen 1990er Jahre, ist von Richtungsentscheidungen und der Diskussion theologischer Grundfragen bestimmt. Grundlegend ist 1980 der Rheinische Synodalbeschluss „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“. Darin heißt es: „Wir bekennen uns zu Jesus Christus, dem Juden, der als Messias Israels der Retter der Welt ist und die Völker der Welt mit dem Volk Gottes verbindet“. Dieser Satz ließ aber außer Acht, dass jüdische Messias-hoffnung eben nicht identisch ist mit dem Christusglauben der Christen.

Zwanzig Jahre nach *Nostra Aetate* veröffentlichte die Päpstliche Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum 1985 ihre *Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche*: „Die religiöse Unterweisung, die Katechese und die Predigt müssen nicht nur zu Objektivität, Gerechtigkeit und Toleranz erziehen, sondern zum Verständnis und zum Dialog. Unsere beiden Traditionen sind miteinander so verwandt, dass sie voneinander

Kenntnis nehmen müssen. Man muss gegenseitige Kenntnis auf allen Ebenen fördern.“

Die **vierte Phase** im Miteinander ist in den 1990er Jahren von Umbrüchen und Horizonterweiterungen geprägt. Eng verbunden ist diese Phase mit dem Pontifikat Johannes Pauls II. Er hat viel zur Annäherung von Juden und Christen beigetragen. Von ihm stammt der Satz in der Großen Synagoge von Rom (1986): Die jüdische Religion ist für uns nicht etwas ‚Äußerliches‘, sondern gehört in gewisser Weise zum ‚Inneren‘ unserer Religion. ...“

Zu den Horizonterweiterungen dieser Zeit gehört maßgeblich die Zuwanderung von Zehntausenden Menschen jüdischer Herkunft aus der früheren Sowjetunion.

Beeindruckend finde ich, wie es der Gesellschaft gelungen ist, die andere Erinnerung dieser Zuwanderer zur Kenntnis zu nehmen und eine Perspektivenerweiterung vorzunehmen. 2007 führte die Münchner Gesellschaft einen wegweisenden Zeitzeugenabend zum Massaker von Babij Jar von 1941, und mit Frau Nina Safyan, die aus der Ukraine nach Deutschland kam, ist seit Jahren eine Zuwanderin in der Münchner Gesellschaft aktiv, die für ihre Landleute eine Brücke sein will.

Die Revitalisierung jüdischen Lebens ging mit einer neuen innerjüdischen Pluralität einher. Der Begriff „Renaissance jüdischen Lebens“ macht in Deutschland die Runde. Dazu gehörte auch die Entstehung liberaler jüdischer Gemeinden wie Beth Schalom in München (1995) und die Gründung eines Dachverbandes, der Union progressiver Juden in Deutschland (1997), dem 2015 die Körperschaftsrechte verliehen wurden.

Auch hierzu möchte ich Ernst Ludwig Ehrlich zitieren: „Man ist auf christlicher Seite allzu oft über die Vielfalt der Möglichkeiten im unklaren, Jude zu sein. Das Judentum ist weder hierarchisch gegliedert, noch besitzt es eine Weltzentrale. Es vermag in seinem vielräumigen Haus die verschiedensten Bewohner zu dulden. Sie werden zwar unter sich nicht immer besonders gut übereinander sprechen, die Form der Gottesdienstaübung des anderen Juden nicht schätzen, einander vorwerfen, intolerant, zu orthodox, zu liberal, zu chauvinistisch, zu universalistisch, zu assimilatorisch, zu getohtaft, zu kritisch, zu wenig kritisch, zu wissenschaftlich oder zu fundamentalistisch zu sein. Aber es sind alles Juden, und vor allem: Sie erkennen sich gegenseitig als Juden an [...] Zur Wirklichkeit des Judentums gehört seine Vielfalt, sein Pluralismus.“

Dies hat die Münchner Gesellschaft aufgegriffen. Sie arbeitet mit der Israelitischen Kultusgemeinde ebenso zusammenarbeitet wie mit der Liberalen Jüdischen Gemeinde Beth Schalom.

Auch in anderer Hinsicht war die Münchner Gesellschaft eher am Puls der Zeit als andere. So erklärte Professor Abi Pitum bereits vor zwanzig Jahren: „Unsere Aufgabe ist es also für die Zukunft, junge Juden und Christen einander näher zu führen, dies kann nur gelingen, wenn man einander kennt, sich versteht, ins Gespräch kommt und dabei bleibt... Herausforderung und Chance zugleich sind die jüdischen Menschen,

die in den letzten Jahren aus den ehemaligen Sowjetrepubliken zu uns gekommen sind.”⁶

Um das Jahr 2000 herum begann dann eine **fünfte Phase**, in der der christlich-jüdische Dialog mehr und mehr in „abrahamitischen“ und interreligiösen Bezügen aufgeht. Dabei gilt es aber auch immer wieder auf Israel-Kritik einzugehen. Abi Pitum hat dazu angemerkt: „Denken Sie mit, kritisieren Sie, aber prüfen Sie auch, ob mit ihrer Kritik nicht auch antisemitische Ressentiments verbunden sind.“

Manch alter Appell hat leider nicht an Aktualität verloren. Dazu gehört der Wunsch des katholischen Ehrenvorsitzenden der Münchner Gesellschaft, Pfarrer Rupert Frania, der seit 1981 in der Gesellschaft mitwirkt und dieser Tage den 50. Jahrestag seiner Priesterweihefeiern kann. Er sagte: „Ich träume davon, dass wir eine Sprache finden, die den anderen nicht mehr verletzt mit Bezeichnungen wie ‚Altes‘ und ‚Neues Testament oder Begriffen wie ‚Bund des Gesetzes‘ und ‚Bund der Liebe‘“.

Zu unserem Alltag gehören aber auch der Antisemitismus und der Kampf dagegen, so wie schon vor zwanzig Jahren, als Leah Rabin hier in München die Buber-Rosenzweig-Medaille erhielt, verbunden mit dem Aufruf zu Verantwortung und Zivilcourage. In einer mehr und mehr säkularisierten Gesellschaft müssen wir verstärkt Allianzen bilden und solidarisch sein. Dazu gehört auch Engagement in der Flüchtlingsarbeit.

Als Vorsitzender der Union progressiver Juden in Deutschland möchte ich in diesem Zusammenhang auf ein ganz besonderes Projekt hinweisen, das wir zusammen mit dem Zentralrat der Muslime durchführen: Anfang August werden 20 junge Flüchtlinge aus Syrien und dem Irak werden gemeinsam mit jungen Juden aus Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen und zur Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau reisen.

Wie es die Erfahrung der GCJZ gezeigt hat: jede Begegnung braucht persönliche Beziehung. Von dieser Begegnung erhoffe ich mir mehr Einsicht, wie das Miteinander von Geflüchteten aus Ländern gelingen kann, die ein Zerrbild des Judentums in sich tragen. Die Arbeit mit diesen Menschen und das auf sie zugehen ist heute eine wichtige Herausforderung für uns Juden. Die letzten 70 Jahre haben wir das erfolgreich mit unserer christlichen Umwelt erlernen können. Die Erfahrung der GCJZ seit Anbeginn ist es aber auch, die uns wachsam macht für Antisemitismus mitten unter uns, in der deutschen Gesellschaft. Wie selten zeigt sich dieser Judenhass öffentlich, ungeschminkt und unverhohlen. Hier bleibt das Engagement der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit so wichtig, wie eh und je.

Auch theologisch müssen wir auf der Hut bleiben, um die Errungenschaften von 70 Jahren Dialog nicht zu gefährden. Am 12. Juli 2018 wird in der katholischen Zeitschrift „Communio“ ein Traktat von Joseph Ratzinger erscheinen, das den Titel „Gnade und Berufung sind ohne Reue“ trägt. Bereits jetzt schlagen die Wellen hoch. Der emeritierte Papst erläutert in dem Aufsatz seine Ansicht, die ich so auf einen kurzen Nenner bringen möchte: die Juden sind Gottes Volk. Aber die Wahrheit liegt im Christentum. Dem Judentum nach Christus komme nur noch die Funktion zu, das Gericht Gottes zu

⁶ FS, 1998, S. 87

verkörpern. Aufgabe der Christen sei es, den Juden die christliche Interpretation der Hebräischen Bibel zu erläutern, wie dies in Emmaus der Auferstandene bei den Jüngern getan habe. Benedikt XVI. lehrt, der Sinai-Bund Gottes mit Israel sei umgewandelt in den Christusbund. Schon vor zehn Jahren hatte Joseph Ratzinger eine eigenhändige Neuformulierung der Karfreitagsfürbitte in der lateinischen Form vorgelegt, die allgemein als Billigung der Judenmission verstanden worden ist.

Der Schweizer Jesuitenprovinzial Christian Rutishauser beurteilt diese Aussagen in der NZZ vom Samstag so: „Wenn Erfüllung in Christus exklusiv gesetzt wird, dann wird christliche Identität auf Kosten der jüdischen formuliert.“⁷

Wer die Rolle des Judentums so beschreibt, baut mit am Fundament für neuen Antisemitismus auf christlicher Grundlage!

Der Münchner Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit bleibt also auch in den kommenden Jahren eine Anzahl lohnender Konfliktfelder.

Für Ihr Engagement danke ich Ihnen schon jetzt.

⁷ <https://www.nzz.ch/feuilleton/benedikt-xvi-ruft-den-juden-zu-an-christus-fuehrt-kein-weg-vorbei-ld.1401426> [08.07. 2018]